

M. R. James

Sämtliche Geistergeschichten

Band 1



Herausgegeben und mit einem Vorwort von
Stephen Jones

Illustriert von Les Edwards

Aus dem Englischen von Usch Kiausch

FESTA

Die britische Originalausgabe
Curious Warnings. The Great Ghost Stories of M. R. James
erschien 2012 im Verlag Jo Fletcher Books.
Für diese deutsche Ausgabe
wurde das Buch in zwei Bände aufgeteilt.
Copyright © dieser Auswahl
und des Zusatzmaterials 2012, 2016 by Stephen Jones

1. Auflage August 2016
Deutsche Erstausgabe
Copyright © dieser Ausgabe 2016 by Festa Verlag, Leipzig
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-86552-482-9
eBook 978-3-86552-483-6

Für
ROSEMARY PARDOE
DAVID ROWLANDS
STEVE DUFFY
und
NICHOLAS RHODES JAMES,
weil sie sich immer noch für das Werk von
Montague Rhodes James einsetzen.

Besonderer Dank an meinen britischen Verleger
Jo Fletcher, Val und Les Edwards, Nicola Budd,
Lindsay Nash, Peter Gibbs, Colin Murray, Hugh
Lamb, Neil Gaiman, Johnny Mains, Robert Lloyd
Parry, Reggie Oliver, Jim Bryant, Simon Ball,
Nicholas Rhodes James, Richard Dalby, Michael
Cox und Rosemary Pardoe für ihre Hilfe und
Unterstützung.

Inhalt

VORWORT DES HERAUSGEBERS

Seite 9

GESPENSTER – GEHT BEHUTSAM MIT IHNEN UM!

Seite 15

GESPENSTERGESCHICHTEN

Seite 21

DIE SAMMLUNG DES DOMHERREN ALBERIC

Seite 26

EINE HERZENSSACHE

Seite 42

DIE ESCHE

Seite 56

GRAF MAGNUS

Seite 75

DIE MEZZOTINTO-RADIERUNG

Seite 95

NUMMER 13

Seite 111

»PFEIF NUR, DANN EIL ICH ZU DIR, MEIN FREUND!«

Seite 131

DER SCHATZ DES ABTES THOMAS

Seite 156

DAS CHORGESTÜHL DER KATHEDRALE VON BARCHESTER

Seite 181

DIE MACHT DER RUNEN

Seite 204

DIE ENDLOSE LIEBE DER ANN CLARK

Seite 235

DIE SONDERBARE ERBSCHAFT

DES MR. HUMPHREYS

Seite 265

DER ROSENGARTEN

Seite 300

EINE SCHULGESCHICHTE

Seite 316

DER TRAKTAT MIDDOTH

Seite 326

JEMAND VERSCHWINDET, JEMAND ERSCHEINT

Seite 349

DIE RUHESTÄTTE DER LAMIA

Seite 369

DAS TAGEBUCH DES MR. POYNTER

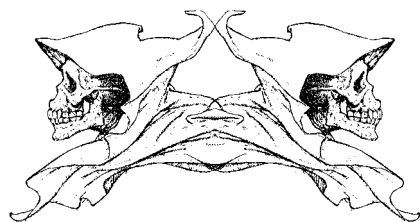
Seite 392

DIE STIFTSRESIDENZ IN WHITMINSTER

Seite 407

QUELLENVERZEICHNIS

Seite 443



Vorwort des Herausgebers

M.R. James war ein wunderbarer Geschichtenerzähler, zeichnete sich jedoch nicht gerade durch einen hervorragenden Stil aus. Nun ja, natürlich *hatte* er einen persönlichen Stil, aber der war ungewöhnlich und wirkte sehr eigentümlich.

Das Wunderbare an der Sprache ist, dass sie sich ständig verändert. Und die Art und Weise, wie man Geschichten zu den Zeiten von M.R. James schrieb – manche aus seiner Feder sind mittlerweile ja schon mehr als 100 Jahre alt –, unterscheidet sich sehr davon, wie Erzählliteratur heutzutage ihren Leserinnen und Lesern dargeboten wird.

Dieser Unterschied betrifft nicht nur Wörter oder Redewendungen, sondern auch die Art der Rechtschreibung und Zeichensetzung.

Während ich die klassischen, vom Übernatürlichen handelnden Geschichten bei der Vorbereitung der vorliegenden Anthologie nochmals las, kam mir der Gedanke, dass James' Werk vielleicht noch niemals in angemessener Bearbeitung herausgegeben worden ist. Da der Autor anfangs bekanntlich dagegen war, überhaupt eine Sammlung seiner Geschichten in Buchform erscheinen zu lassen, basierten die Erstveröffentlichungen vermutlich weitgehend auf den »Rohmanuskripten«, die James für seine alljährlichen Weihnachtslesungen vor einem ausgewählten Publikum verfasst hatte.

Wie jeder weiß, der an öffentliches Reden gewöhnt ist, kann ein mündlich vorgetragenes Manuskript stark von einem gedruckten Prosatext abweichen – der »Rhythmus« und die Klangfarbe sind oft

anders als in einem sorgfältig konstruierten, zur Veröffentlichung bestimmten Text.

Typisch für den Autor M. R. James sind Absätze, deren Inhalte zum Teil bunt zusammengewürfelt sind, außerdem unterschiedliche Erzählperspektiven, direkt aufeinanderfolgende Wortwechsel, Geschichten innerhalb von Geschichten und die, ehrlich gesagt, höchst eigenwillige Zeichensetzung und Grammatik. All das verdeutlichte mir, dass diese Geschichten für den mündlichen Vortrag konzipiert waren und sich dafür auch eignen mochten, aber nicht unbedingt so gestaltet waren, dass sie als gedruckter Text die Leserschaft bestmöglich ansprachen. Doch genau so – in der unbearbeiteten Form des mündlichen Vortrags – wurden sie vom Ende des 19. Jahrhunderts an veröffentlicht.

Deshalb habe ich mich nach Beratung mit zahlreichen literarischen Experten dafür entschieden, bei dieser neuen Edition des Werkes von M. R. James einer modernen Leserschaft zuliebe Grammatik und Zeichensetzung zeitgemäßen Gepflogenheiten anzupassen. Mir ist klar, dass diese Entscheidung bei Literaturbegeisterten heftige Kontroversen auslösen kann, aber dahinter steckt die ausdrückliche Absicht, heutige Leserinnen und Leser mit klassischen Werken bekannt zu machen. Es ging mir darum, den Zugang zu den Geschichten des Autors M. R. James zu erleichtern, ohne auch nur ein einziges Wort der Urfassungen zu streichen. Ich kann nur hoffen, dass diese wunderbaren Gespenstergeschichten noch 100 und mehr Jahre lang fortleben und bei vielen weiteren Generationen von Leserinnen und Lesern eine Gänsehaut erzeugen.

Denjenigen, die mir vielleicht vorhalten werden, ich hätte einen heiligen Text geschändet, kann ich nur entgegnen, dass ich einige Erfahrung mit der Herausgabe von Horrorliteratur habe. Meiner Ansicht nach rücken diese geringfügigen von mir vorgenommenen Änderungen die eigentliche Stärke der schriftstellerischen Arbeit des Autors in den Vordergrund. Seine oft außergewöhnlichen und aufwühlenden Bilder, sein scharfsinniger Witz, seine Gelehrsamkeit und seine Kunst, Angst und Schrecken so darzustellen, dass einem beim Lesen ein wohliger Schauer über den Rücken läuft,

gehen in dem Wust von nicht umgebrochenen Bleiwüsten, komplizierten Satzstrukturen und überlangen Textpassagen ohne Absätze nun nicht mehr unter. Briefe, zitierte Manuskripte und Inschriften heben sich jetzt deutlich vom Haupttext der erzählten Geschichte ab. Das schafft einfach mehr Klarheit in dem komplexen Gefüge und den wechselnden Erzählsträngen, die viele der Geschichten aufweisen.

Die kleinen Änderungen, die ich vorgenommen habe, bedeuten nicht, dass in diesem Prozess der Korrekturen meine Hochachtung vor M.R. James als wunderbarem und wahrhaft richtungsweisendem Schriftsteller gesunken ist. Im Gegenteil, sie ist dabei sogar noch gewachsen. Ich kann nur hoffen, dass ich das an die Leserinnen und Leser weitergeben kann.

Für diejenigen, die die ursprünglichen Fassungen lesen möchten – genau so wie sie erstmals veröffentlicht wurden (doch wohl nicht unbedingt so, wie vom Autor beabsichtigt, hätte er gründlicher darüber nachgedacht) –, gibt es jede Menge unterschiedlicher Original-Werkausgaben, die genau das enthalten.

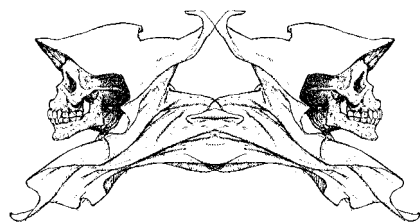
Ich setze aber darauf, dass die Leserinnen und Leser, die vielleicht erneut entdecken möchten, was für ein bemerkenswerter und, wie ich zu meiner Freude sagen kann, für die Horrorliteratur immer noch wichtiger Autor M. R. James ist, dieser neuen Werkausgabe zumindest eine Chance geben.

Selbstverständlich sind alle Mängel nicht dem Autor, sondern mir als dem Herausgeber anzulasten.

*Stephen Jones
London, England
September 2011*







Gespenster – geht behutsam mit ihnen um!

***Ihr berühmtester Schöpfer erklärt,
wie man das Beste aus ihnen herausholt***

Was hat als Erstes mein Interesse an Gespenstern geweckt? Diese Frage kann ich sehr genau beantworten. Irgendwann entdeckte ich als kleiner Junge eher zufällig ein Kasperletheater, dessen Figuren aus Pappe hergestellt waren, und eine davon war »das Gespenst«. Die hochgewachsene Gestalt war in ein weißes Gewand gehüllt, hatte einen von weißem Haar umkränzten unnatürlich langen und schmalen Schädel und ein trübseliges Gesicht. Diese Pappfigur prägte meine Vorstellungen von einem Gespenst und suchte mich jahrelang in meinen Träumen heim.

Andere Fragen – etwa »Warum mögen Sie Gespenstergeschichten?«, »Welche halten Sie für die besten, und warum?« oder auch »Haben Sie ein Rezept dafür, wie man solche Geschichten schreibt?« – konnte ich niemals so eindeutig beantworten.

Doch zweifellos kommen Gespenstergeschichten bei den Lesern gut an. In den letzten Jahren hat das Interesse daran wieder deutlich zugenommen. Natürlich hat das auch mit der wachsenden Popularität von Kriminalgeschichten zu tun.

Die Gespenstergeschichte kann auf ihre Weise hervorragend sein oder auch erbärmlich ausfallen. Genau wie andere Vorhaben kann sie an Übertreibungen, aber auch an mangelnder Ausarbeitung scheitern. Bram Stokers Roman *Dracula* enthält sehr gute

Ideen, aber der Autor hat, umgangssprachlich ausgedrückt, allzu dick aufgetragen, und das ist die Schwäche dieses Buches. Ein Beispiel für die mangelhafte Ausarbeitung einer Gespenstergeschichte zu geben, fällt mir schwer, denn in dieser Hinsicht unzulängliche Texte bleiben nicht im Gedächtnis haften.

Ich beziehe mich hier auf die *literarische Gattung* Gespenstergeschichte. Ganz anders verhält es sich mit den Geschichten, die der 1882 in London gegründete Verein zur Erforschung parapsychologischer Phänomene als »wahrheitsgetreu« bezeichnen würde. Eine solche Gespenstergeschichte ist in der Regel eher kurz und lässt sich einer von mehreren Kategorien zuordnen. Und das leuchtet auch ein, denn wenn es tatsächlich Gespenster gibt (was ich durchaus für möglich halte), veranschaulicht die wahrheitsgetreue Gespenstergeschichte ja lediglich die »normalen« (wenn man so sagen darf) Verhaltensweisen dieser Wesen. Folglich enthalten diese Geschichten dann oft genauso viel Würze wie Milch.

Im Unterschied dazu muss das von einem Autor erschaffene Gespenst seine Existenz dadurch rechtfertigen, dass es Angst und Schrecken verbreitet. Tut es das nicht, muss man es zumindest mit einer Vergangenheit ausstatten, die nach Erlösung schreit, denn nur so kann es zum Handlungsträger werden.

Da Gespenstern bei ihren Handlungen nur wenige Möglichkeiten offenstehen – beispielsweise können sie Menschen in den Wahnsinn oder Tod treiben und Geheimnisse aufdecken –, halte ich die Szenerie für das Wichtigste einer Geschichte, denn hier hat der Autor die größten Gestaltungsmöglichkeiten.

Schon der Schauplatz des Geschehens und die ersten Vorboten übernatürlicher Erscheinungen müssen kommende Schrecken andeuten. Allerdings müssen und dürfen wir dabei nicht gleich alle Farben aus dem Tuschkasten auftragen.

Als die literarische Kunst, Gespenstergeschichten zu erzählen, noch in den Kinderschuhen steckte, mussten die Autoren noch auf Spukschlösser, vorzugsweise auf einsamen Felsvorsprüngen gelegen, zurückgreifen, um ihren Lesern den angemessenen Handlungsrahmen vorzugeben. Und der Hang dazu ist auch heute noch

nicht ausgestorben. Jüngst habe ich eine Geschichte gelesen, deren Schauplatz ein geheimnisvolles Herrenhaus in Cornwall ist, das abgeschieden auf einem Hügel thront. Darin praktiziert ein edler Herr Magie der schlimmsten Sorte. Ach ja, wie oft schon hat man mir verfallene alte Gebäude als optimale Schauplätze für Gruselgeschichten beschrieben oder auch persönlich gezeigt. »Haben Sie nicht geradezu vor Augen, wie dort irgendein alter Mönch oder Ordensbruder in den langen Gängen herumspukt?« Nein, habe ich nicht, tut mir leid.

Da geht es mir völlig anders als William Harrison Ainsworth. In seinem Roman *The Lancashire Witches* wimmelt es von Zisterziensermönchen und Bräuten Jesu in zerschlissenen Gewändern, die ohne einleuchtenden Grund durch Gänge schleichen. Doch diese Gestalten sind wenig beeindruckend. Dennoch habe auch ich eine Schwäche für *The Lancashire Witches*, denn so albern vieles in diesem Roman sein mag, hat er, soweit es die erzählte Handlung betrifft, auch seine starken Seiten.

Eines kann man gar nicht genug betonen: Je weiter (in zeitlicher Hinsicht) das Gespenst der Gegenwart entrückt ist, das heißt, je länger sein irdisches Dasein zurückliegt, desto schwieriger wird es, dieses Gespenst mit bestimmten Wirkungskräften auszustatten – vorausgesetzt, es handelt sich um den Geist eines verstorbenen Menschen. Das gilt natürlich nicht für Erd-, Wasser-, Wind- oder Feuergeister oder ähnliche mythologische Größen.

Grob gesagt sollte das Gespenst ein Zeitgenosse derjenigen sein, die es wahrnehmen. So verhält es sich etwa mit dem Geist von Hamlets Vater, der nicht lange nach seinem Ableben dem Königssohn erscheint. Und auch in »A Christmas Carol« von Charles Dickens ist es der verstorbene Teilhaber Jacob Marley, der seinem Geschäftspartner, dem Geizhals Ebenezer Scrooge, am Weihnachtsabend ins Gewissen redet. Dieses Beispiel führe ich hier aus voller Überzeugung und trotz aller Verrisse dieses Werkes an. Egal, was man gegen einige Stellen einwenden kann: Die Eingangsszene mit der Ankunft des Jacob Marley halte ich für unbestreitbar gelungen und außerordentlich wirkungsvoll.

An dieser Stelle will ich noch anmerken, dass die Szenerie in beiden klassischen Beispielen eine zeitgenössische, sogar recht gewöhnliche ist. Die Festungsmauern des dänischen Schlosses Kronborg und die Zimmer des Ebenezer Scrooge sind für die Menschen, die hier verkehren, ein alltäglicher Anblick.

Doch keine Regel ohne Ausnahme: Man kann eine uralte Heim-suchung angsteinflößend gestalten und mit aktuellen Bezügen ausstatten. Es verlangt jedoch viel Geschick, die Verbindung zwischen Vergangenheit und Gegenwart auf überzeugende Weise herzustellen. In jedem Fall braucht man als Gegengewicht einen modernen, nüchtern denkenden Menschen – im Fall Hamlets ist das dessen Freund Horatio. Genauso muss ein Detektiv wie Sherlock Holmes einen Watson und ein Hercule Poirot einen Arthur Hastings an seiner Seite haben. Diese loyalen Freunde und Helfer übernehmen jeweils die Rolle des laienhaften Beobachters.

Aus all dem folgt, dass man die Szenerie oder das Umfeld als wesentlich betrachten muss. Je genauer der normale Leser dieses Umfeld einschätzen kann, desto besser. Wesentlich ist darüber hinaus, dass sich unser Gespenst erst nach und nach bemerkbar machen sollte, und zwar durch gewisse Vorgänge, die eine Atmosphäre des Unbehagens und der bösen Vorahnung schaffen. Man darf also nicht gleich alle Geschütze des Horrors auffahren.

Muss denn unbedingt Horror im Spiel sein? Ich glaube schon. Meines Wissens gibt es nur zwei Beispiele guter Gespenstergeschichten in englischer Sprache, in denen Elemente der Schönheit und des Mitgefühls Angst und Schrecken in die Schranken verweisen: Lanoe Falconers »Cecilia de Noël« und Mrs. Oliphants »The Open Door«. Beide Geschichten enthalten Momente des Horrors, aber bei beiden seufzen wir am Ende, genau wie Hamlet: »Ach, armer Geist.«

Vielleicht bin ich zu streng, wenn ich hier nur diese beiden Geschichten anführe. Aber die genannten sind bei Weitem die besten ihrer Art – daran habe ich keinerlei Zweifel.

Verallgemeinernd würde ich behaupten, dass man auf Horror und Heimtücke in Gespenstergeschichten nicht verzichten kann,

jedoch genauso wenig auf Zurückhaltung bei Verwendung dieser Elemente.

Es gibt eine Anthologie-Reihe von Horrorgeschichten (wohl zumeist amerikanischen Ursprungs), die in den 1920er- und 1930er-Jahren unter dem übergreifenden Titel *Not at Night* mit diversen Untertiteln veröffentlicht wurde.* Ich habe diese Reihe gelesen und dabei festgestellt, dass die hier versammelten Geschichten in vielerlei Hinsicht gegen die von mir genannten Regeln verstoßen. Sie zielen nämlich darauf ab, beim Leser die unstillbare Gier zu wecken, mehr und mehr von diesem (Lese-)Futter zu verschlingen, so wie Little Fat Joe in Charles Dickens' erstem Roman *The Pickwick Papers* den Bauch nie voll genug kriegen konnte.

Selbstverständlich möchten alle Verfasser von Gespenstergeschichten bei Leserin und Leser eine Gänsehaut erzeugen. Aber die in den Anthologien vertretenen Autoren versuchen das auf schamlose Weise. Ihre Geschichten sind unglaublich plump und wirt erzählt und suhlen sich geradezu im Dreck. Wenn es etwas gibt, das man aus Gespenstergeschichten unbedingt heraushalten sollte, dann sind es Leichenhäuser – und Sex. Womit ich nicht sagen will, dass die Reihe *Not at Night einzig* um diese Themen kreist, wohl aber andere Horrorgeschichten neueren Datums – eine Schande für das ganze Genre.

Aber ich will an dieser Stelle nach den negativen Beispielen auch die positiven hervorheben. Welche Autoren haben die literarischen Möglichkeiten, die Gespenstergeschichten bieten, am besten ausgeschöpft? Ohne zu zögern nenne ich hier an erster Stelle Joseph Sheridan Le Fanu. Der Band *In a Glass Darkly* enthält vier hervorragende Geschichten: »Green Tea«, »The Familiar«, »Mr. Justice Harbottle« und »Carmilla«. Alle vier entsprechen den von mir genannten Anforderungen. Die Schauplätze sind sehr unterschiedlich, aber alle hat der Autor sehr genau vor Augen. Das

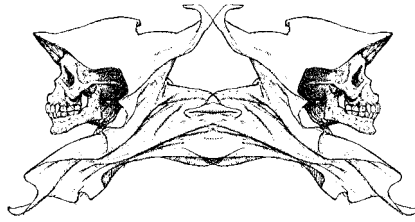
* Zusammengestellt und herausgegeben von der britischen Autorin Christine Campbell Thomson (1897–1985) beim Verlag Selwyn & Blount. Sie übernahm dabei circa 100 Horror-Geschichten aus dem amerikanischen Pulp-Magazin *Weird Tales*, darunter auch einige von H. P. Lovecraft, *Anm. d. Ü.*

Übernatürliche wird, fein abgestuft, nach und nach eingeführt, der jeweilige Höhepunkt angemessen herbeigeführt und dargestellt. Le Fanu war ein Gelehrter und Dichter, und das zeigt sich in diesen Geschichten. Obwohl er schon vor vielen Jahren, 1873, starb, wirkt kaum etwas an seiner Erzählweise altmodisch.

Es widerstrebt mir ein wenig, mich zu noch lebenden Autoren zu äußern. Aber müsste ich eine Liste der Besten zusammenstellen, würde man dort auf jeden Fall die Namen Edward Frederic Benson, Algernon Blackwood, Alfred McLelland Burrage, Walter de la Mare und Herbert Russell Wakefield finden.

So faszinierend dieses literarische Thema auch ist: Ich sehe keinen Sinn darin, päpstliche Edikte dazu zu erlassen. Gespenstergeschichten sollen uns Vergnügen machen und unterhalten. Wenn ihnen das gelingt – wunderbar! Und wenn nicht, sollten wir sie auf das oberste Brett des Bücherregals verbannen und sie nicht weiter erwähnen.

M. R. James



Die Sammlung des Domherren Alberic

An den Ausläufern der Pyrenäen, nicht sehr weit von Toulouse und in der Nachbarschaft von Bagnères-de-Luchon, liegt das verfallene Städtchen Saint-Bertrand-de-Comminges, bis zur Französischen Revolution ein Bistum. Noch heute zieht die alte Kathedrale dort eine gewisse Zahl von Touristen an.

An diesem Ort einer längst vergangenen Welt – mit seinen nicht einmal 1000 Einwohnern kann man ihn kaum ein Städtchen nennen – traf im Frühling des Jahres 1883 ein Gelehrter aus Cambridge ein. Der Engländer war extra von Toulouse angereist, um die Kirche Saint-Bertrand-de-Comminges zu besichtigen. Zwei Freunde, die sich nicht sonderlich für Altertümer interessierten, hatte er in ihrem Toulouser Hotel zurückgelassen. Allerdings hatten sie versprochen, am kommenden Morgen zu ihm zu stoßen. Eine halbstündige Besichtigungstour werde ihnen reichen, wie sie sagten. Danach wollten alle drei gemeinsam die Reise Richtung Auch fortsetzen.

Der englische Gelehrte war an seinem Ausflugstag schon früh im Städtchen angekommen, denn er hatte sich vorgenommen, möglichst viele Aufzeichnungen zu machen. Im Gepäck hatte er mehrere Dutzend Fotoplatten, um jeden Winkel der wunderbaren Kathedrale, die den Hügel von Comminges beherrschte, im Bild festhalten und später beschreiben zu können. Doch dazu benötigte er ganztägig die Dienste des Kirchenwarts oder Küsters (ich bevorzuge den Ausdruck Küster, auch wenn er nicht ganz zutreffen mag). Schließlich ließ sich die nicht besonders zuvorkommende

Inhaberin des Gasthofs Chapeau Rouge dazu erweichen, nach dem Küster zu schicken. Sobald er eintraf, erkannte der Engländer in ihm ein unerwartet interessantes Studienobjekt. Und das lag nicht am Äußeren dieses verhutzelten und runzligen Alten, der zudem kleinwüchsig war, denn darin glich er Dutzenden anderer französischer Kirchendiener. Vielmehr lag es an dessen merkwürdig verstohlenem Gehabe, das so wirkte, als fühlte er sich von irgendetwas gehetzt oder verfolgt. Ständig spähte er hinter sich, und dabei schienen sich seine Schulter- und Rückenmuskeln zu verkrampfen. Er sah so aus, als rechnete er jeden Augenblick damit, von hinten angefallen und von feindseligen Händen umklammert zu werden.

Der Engländer wusste nicht recht, wie er dieses Verhalten deuten sollte. Litt der Alte unter Verfolgungswahn? Machte ihm ein schlechtes Gewissen zu schaffen? Oder stand er nur unter dem Pantoffel einer unerträglich zickigen Ehefrau? Die einfachste Erklärung wäre Letzteres gewesen. Allerdings vermittelte der Alte den Eindruck, ihm müssten noch schlimmere Verfolger auf den Fersen sein als eine streitsüchtige Furie von Ehefrau.

Doch bald darauf war der Engländer (wir wollen ihn Dennistoun nennen) so sehr mit seinen Fotoaufnahmen und Notizen beschäftigt, dass er nur gelegentlich einen Blick zum Küster hinüberwarf. Jedes Mal stellte er dabei fest, dass sich der Alte ganz in seiner Nähe aufhielt – entweder rücklings gegen die Mauer gedrückt oder auf einem der prachtvollen Betstühle kauern. Und das machte den Engländer nach einer Weile geradezu nervös und gab ihm ein ungutes Gefühl, zumal er über die Ursache dieses Verhaltens nur spekulieren konnte. Hielt er den Alten vom *déjeuner* ab? Hatte der Küster ihn im Verdacht, sich bei nächster Gelegenheit mit dem Elfenbeinkreuzifix des heiligen Bertrand davonzumachen? Oder gar mit dem angestaubten ausgestopften Krokodil, das über dem Taufbecken hing?

»Möchten Sie nicht lieber nach Hause gehen?«, fragte er schließlich. »Ich komme hier mit meinen Notizen ganz gut allein zurecht. Wenn Sie möchten, können Sie mich ja in der Kirche einschließen. Ich brauche noch mindestens zwei Stunden, und dabei muss Ihnen doch bestimmt kalt werden, oder?«

»Um Himmels willen!« Der Vorschlag schien den Alten maßlos zu erschrecken. »Daran ist überhaupt nicht zu denken. Monsieur allein in der Kirche lassen? Auf keinen Fall! Ob es noch zwei oder drei Stunden dauert, ist mir egal. Ich hab schon gefrühstückt, und mir ist keineswegs kalt. Aber trotzdem vielen Dank für das Angebot.«

Also gut, mein Kleiner, dachte Dennistoun. Ich hab dich immerhin gewarnt, also musst du nun auch die Folgen tragen.

Noch vor Ablauf der zwei Stunden hatte Dennistoun die Gebetsstühle, die imposante, aber verfallene Orgel, den Chorstuhl des Bischof Jean de Mauléon, die Überreste von Glasmalerei und Wandteppichen sowie die Gegenstände in der Schatzkammer gründlich besichtigt und untersucht. Die ganze Zeit über blieb der Küster in unmittelbarer Nähe. Jedes Mal, wenn eines der seltsamen Geräusche zu hören war, wie sie in großen leeren Gebäuden hin und wieder auftreten, fuhr der Alte wie von einer Tarantel gestochen hoch. Nun ja, manchmal klangen sie auch wirklich sonderbar.

»Einmal hätte ich schwören können«, erzählte Dennistoun mir später, »dass oben im Turm eine dünne, blecherne Stimme laut lachte. Als ich fragend zum Küster hinübersah, war er blass bis in die Lippen und murmelte: ›Das ist er ... Ich meine, natürlich ist da niemand, schließlich ist die Kirchentür ja abgeschlossen ...‹ Mehr sagte er nicht, aber wir tauschten einen langen Blick miteinander aus.«

Auch ein weiterer Zwischenfall, der sich ereignete, als er ein großes, vom Alter dunkles Tafelgemälde hinter dem Altar begutachtete, gab Dennistoun zu denken. Das Gemälde gehörte zu einer ganzen Serie, in der die Wunder des heiligen Bertrand dargestellt waren. Die Bildkomposition war kaum noch auszumachen, hingegen war die lateinische Inschrift darunter noch lesbar:

*Qualiter S. Bertrandus liberavit hominem quem
diabolus diu volebat strangulare.**

* Wie Sankt Bertrand einen Mann befreite, den der Teufel lange Zeit im Würgegriff gehabt hatte.

Lächelnd wandte sich Dennistoun dem Küster zu, um irgendeine scherzhafte Bemerkung zu machen. Doch zu seiner Bestürzung musste er feststellen, dass der Alte auf die Knie gefallen war, flehend und wie in Todesangst mit fest gefalteten Händen auf das Gemälde starrte und ihm Tränen über die Wangen rannen.

Selbstverständlich tat Dennistoun so, als hätte er nichts bemerkt. Doch zwangsläufig fragte er sich, wieso eine solche Kleckserei eine derartig starke Wirkung auf jemanden ausüben konnte. Offenbar war er hier auf einen Schlüssel zu dem seltsamen Verhalten des Alten gestoßen, das ihm schon den ganzen Tag über Rätsel aufgegeben hatte. Zweifellos litt der Küster unter irgendeiner Zwangsvorstellung. Aber worin mochte sie bestehen?

Mittlerweile war es später Nachmittag geworden, fast fünf Uhr, und der kurze Tag wich der Dämmerung. Nun begann sich das Gotteshaus mit Schatten zu füllen, während sich die seltsamen Geräusche – die gedämpften Schritte und die fernen Stimmen, die den ganzen Tag über zu hören gewesen waren – häufiger und beharrlicher bemerkbar machten. Dennistoun schob das allerdings auch darauf, dass sich der menschliche Gehörsinn bei schwindendem Licht schärft.

Zum ersten Mal waren dem Küster jetzt Ungeduld und das Drängen zum Aufbruch anzumerken. Als Dennistoun Kamera und Notizbuch endlich verstaut hatte, seufzte der Alte vor Erleichterung auf und winkte ihn hastig zum westlichen Kirchenausgang unterhalb des Turms hinüber.

Es war Zeit für das Angelusläuten. Nachdem der Alte ein paar Mal an dem widerspenstigen Seil gezogen hatte, begann die große Glocke oben im Turm zu tönen. Ihr Schall drang über die Kieferwäldchen hinweg bis in die von laut rauschenden Gebirgsbächen durchzogenen Täler und rief der Bergbevölkerung in ihrer Abgeschlossenheit den Gruß des Engels ins Gedächtnis, der jener Frau geglolten hatte, die der Engel die »gebenedeite unter den Weibern« genannt hatte.

Als der Klang nach und nach verhallte, schien sich zum ersten Mal an diesem Tag tiefe Stille über das Städtchen zu senken. Dennistoun und der Küster machten sich auf den Weg hinaus, blieben jedoch am

Ausgang stehen. »Monsieur schienen sich für die Messbücher in der Sakristei zu interessieren«, bemerkte der Küster.

»Ja, sehr. Ich wollte Sie ohnehin fragen, ob es im Städtchen eine Bibliothek gibt.«

»Nein, Monsieur. Vielleicht gab es früher mal eine im Kapitel, aber jetzt ist unser Städtchen ja nur noch ein so unbedeutender Ort, dass ...« Seltsamerweise brach der Küster mitten im Satz ab, als wüsste er nicht, ob er weiterreden solle. Doch dann gab er sich einen Ruck. »Aber falls Monsieur ein *amateur des vieux livres* sein sollte: Zu Hause, keine 100 Meter von hier, habe ich etwas, das ihn interessieren könnte.«

Sofort flammte Dennistouns lang gehegte Hoffnung wieder auf, irgendwo in bisher unentdeckten Winkeln Frankreichs auf unschätzbar wertvolle uralte Handschriften zu stoßen. Doch schon im nächsten Augenblick erstarb sie wieder. Vermutlich handelte es sich nur um irgendein unbedeutendes, um 1580 gedrucktes Messbuch aus der Werkstatt des niederländischen Vieldruckers Christoph Plantin. Es war doch höchst unwahrscheinlich, dass ein Ort so nahe bei Toulouse noch irgendwelche Schätze barg; sicher hatten die Sammler sie längst geplündert.

Trotzdem wollte er das Angebot des Küsters nicht ausschlagen. Denn dann würde er sich, wie er wusste, sein Leben lang Vorwürfe machen, eine Chance nicht genutzt zu haben. Also gingen sie gemeinsam auf das Haus des Küsters zu, wobei Dennistoun das sonderbare Zögern und die plötzliche Entschlossenheit des Alten durch den Kopf gingen. Wollte er ihn – den dem Anschein nach wohlhabenden Engländer – womöglich in einen Hinterhalt locken, um ihn auszurauben und danach zu beseitigen? Doch gleich darauf schämte er sich solcher Gedanken. Sicherheitshalber begann er jedoch ein Gespräch mit seinem Führer und ließ dabei recht plump die Bemerkung fallen, dass bald, voraussichtlich am kommenden Morgen, zwei Freunde zu ihm stoßen würden.

Zu seiner Verblüffung nahm der Küster diese Mitteilung mit offensichtlicher Erleichterung auf und dessen Nervosität legte sich. »Das trifft sich gut«, erwiderte er munter. »Wirklich gut. Monsieur

wird also in Begleitung seiner Freunde weiterreisen. Die Freunde werden immer in seiner Nähe sein. Es ist schön, nicht allein reisen zu müssen ... Zumindest in manchen Fällen«, setzte er wie im Selbstgespräch nach und fiel wieder in das dumpfe Brüten zurück.

Gleich darauf erreichten sie das Haus des Küsters, das um einiges größer war als die Häuser der Nachbarn. Es war ein Steinbau mit einem Wappenschild über dem Eingang. Wie mir Dennistoun später erzählte, handelte es sich um das Wappen des Alberic de Mauléon, eines entfernten Verwandten und Nachfahren des Bischofs Jean de Mauléon. Alberic hatte von 1680 bis 1701 als Domherr von Comminges amtiert.

Die oberen Fenster des stattlichen Hauses waren mit Brettern verschalt. Überhaupt bot das ganze Gebäude, genau wie der Rest des Städtchens, ein Bild des Alters und Verfalls.

An der Türschwelle blieb der Küster kurz stehen. »Vielleicht haben Monsieur gar nicht die Zeit, hereinzuschauen?«

»Keine Sorge, ich habe jede Menge Zeit. Bis morgen früh habe ich ja nichts zu tun. Zeigen Sie mir Ihre Schätze ruhig.«

In diesem Augenblick ging die Tür auf und ein Gesicht spähte nach draußen.

Dieses Gesicht war viel jünger als das des Küsters, wirkte aber ähnlich bedrückt. Nur schien hinter diesem Ausdruck nicht die Sorge um die eigene Sicherheit zu stecken, sondern die um einen anderen Menschen – den Vater. Denn hier handelte es sich unverkennbar um die Tochter des Alten, ein durchaus hübsches Mädchen, mal abgesehen von der sorgenvollen Miene. Als sie sah, dass ein kräftig gebauter Mann den Vater begleitete, hellte sich ihre Miene deutlich auf.

Vater und Tochter wechselten ein paar Worte, doch Dennistoun bekam nur einen einzigen Satz des Küsters mit: »Er hat in der Kirche gelacht.« Darauf reagierte die Tochter mit einem erschrockenen Blick.

Gleich darauf ließen sich alle drei im Wohnzimmer nieder. Es war eine kleine Kammer mit hoher Decke und Steinfußboden, in der das prasselnde Kaminfeuer gespenstisch flackernde Schatten

warf. Dieses Zimmer erinnerte an einen Andachtsraum, denn an einer Wand ragte ein großes Kruzifix fast bis zur Decke empor. Die Gestalt am Kreuz war fleischfarben bemalt, das Holz tiefschwarz.

Darunter stand eine ziemlich alte massive Truhe. Nachdem die Tochter eine Lampe besorgt hatte und die Stühle weggerückt worden waren, ging der Küster zur Truhe hinüber und holte – mit wachsender Erregung und Nervosität, wie Dennistoun auffiel – ein riesiges Buch heraus. Es war in weißes Leinen eingeschlagen, auf dem ein grob gesticktes rotes Kreuz prangte.

Noch ehe der Küster das Buch ausgepackt hatte, weckten der Umfang und die Form des Bandes Dennistouns Interesse. *Für ein Messbuch ist es zu groß, dachte er. Und der Form nach kann es auch kein Antiphonar der römisch-katholischen Kirche sein. Vielleicht also doch etwas Wertvolles?*

Als der Küster das Buch aufschlug, wurde Dennistoun klar, dass er tatsächlich auf etwas Einzigartiges gestoßen war. Vor ihm lag ein großer, in Schweinsleder gebundener Foliant, der aus dem späten 17. Jahrhundert stammen mochte. Den Deckel zierte in Goldprägung das Wappen des Domherren Alberic de Mauléon. Der Foliant umfasste etwa 150 einzelne Blätter, und auf fast jedem war eine Seite aus irgendeiner üppig illustrierten Handschrift befestigt. Eine solche Sammlung hätte Dennistoun hier nicht in seinen kühnsten Träumen vermutet. Beispielsweise enthielt sie zehn Blätter aus einer Abschrift der Genesis, illustriert mit Buchmalerei, die noch vor dem Jahr 700 entstanden sein musste; darüber hinaus sämtliche Bildseiten aus einem Psalter der Englischen Schule, die zu den besten gehörten, die das 13. Jahrhundert hervorgebracht hatte. Doch das Beste von allem waren vermutlich 20 Blätter in lateinischer Unzialschrift, einer Majuskelschrift, die, wie ihm einige Textstellen sofort verrieten, zu einer sehr frühen unbekanntten patristischen Abhandlung gehören mussten. Konnte es tatsächlich eine Abschrift aus dem Traktat »Auslegung der Worte des Herrn« sein, das der urchristliche Bischof Papias von Hierapolis um 130 nach Christus verfasst hatte? Bekanntlich war eine solche Abschrift noch im 12. Jahrhundert in Nîmes aufbewahrt worden. (Heute

wissen wir, dass diese von Dennistoun entdeckten Blätter tatsächlich ein beträchtliches Fragment dieser Abschrift umfassten, wenn nicht sogar den gesamten Text.)

Jedenfalls stand Dennistouns Entschluss fest: Dieser Foliant musste mit ihm zusammen die Reise nach Cambridge antreten, selbst wenn er dazu sein gesamtes Bankguthaben abheben und bis zum Eintreffen des Geldes in Saint-Bertrand-de-Comminges warten musste.

Er sah forschend zu dem Küster auf. Verriet irgendetwas in seiner Miene, ob er bereit war, das Buch zu verkaufen?

Der Küster war blass geworden und seine Lippen zuckten. »Wenn Monsieur jetzt bitte bis zum Ende blättern würden.«

Also blätterte Monsieur weiter und stieß dabei ständig auf neue Schätze. Am Ende des Buches entdeckte er jedoch zwei Blätter, die weit jüngeren Datums waren als alle vorherigen und aus denen er nicht schlau wurde. Er vermutete, dass sie aus der Ära des gewissenlosen Domherren Alberic stammten, der zweifellos die Bibliothek des Domkapitels von Saint-Bertrand geplündert hatte, um diese Sammlung von unschätzbarem Wert anzulegen.

Das erste Blatt zeigte einen sorgfältig gezeichneten Plan, der für jemanden, der sich in der Kirche auskannte, leicht zu entschlüsseln war: Es handelte sich um das südliche Kirchenschiff und den Kreuzgang. Darüber hinaus umfasste das Blatt einige seltsame Zeichen, die wie Symbole für Planeten aussahen, und in den Ecken einige hebräische Wörter. Außerdem war die nordwestliche Ecke des Kreuzgangs mit einem goldfarbenen Kreuz versehen. Unterhalb des Plans entdeckte Dennistoun einige lateinische Schriftzeichen:

*Responsa 12mi Dec. 1694. Interrogatum est: Inveniamne?
Responsum est: invenienies. Fiamne dives? Fies. Vivamne
invidendus? Vives. Moriarnie in lecto meo? Ita.**

* (Antworten vom 12. Dezember 1694. Frage: Werde ich es finden? Antwort: Du wirst. Frage: Werde ich reich werden? Antwort: Du wirst. Frage: Wird man mich in meinem Leben beneiden? Antwort: Man wird. Frage: Werde ich im eigenen Bett sterben? Antwort: Du wirst.)

»Ein gutes Beispiel für den Plan eines Schatzsuchers«, bemerkte Dennistoun. »Erinnert mich irgendwie an den Domschüler Quatremain in der alten St. Pauls-Kathedrale in London.« Er blätterte um.

Was er als Nächstes sah, beeindruckte ihn mehr, als er es jemals beim Anblick einer Zeichnung oder eines Gemäldes für möglich gehalten hätte. Diese Zeichnung existiert heute zwar nicht mehr, aber eine Fotografie davon befindet sich in meinem Besitz, und sie rechtfertigt seine Reaktion voll und ganz.

Es war eine Sepiazeichnung aus dem späten 17. Jahrhundert, die auf den ersten Blick eine biblische Szene darstellte. Sowohl die Architektur des Innenraums als auch die Gestalten waren in dem pseudo-klassischen Stil gezeichnet, den die Künstler seinerzeit als für biblische Szenen angemessen betrachtet hatten. Rechts war ein König auf seinem Thron zu sehen, zu dem zwölf Stufen hinaufführten. Der Thron war mit einem Baldachin überdacht und wurde von zwei Löwen flankiert – offenbar eine Darstellung des Königs Salomo. Mit ausgestrecktem Zepter beugte er sich so vor, als wollte er einen Befehl erteilen. Seine Miene drückte Entsetzen und Abscheu aus, doch sie strahlte unverkennbar auch gebieterische Willenskraft und Machtbewusstsein aus.

Noch viel seltsamer war die linke Bildhälfte, auf der sich das Geschehen konzentrierte. Auf dem gepflasterten Boden zu Füßen des Throns standen vier Soldaten, die eine geduckte Gestalt umringten. Ein fünfter Soldat lag mit verrenktem Hals und aus den Höhlen getretenen Augäpfeln tot auf dem Boden. Die vier anderen Soldaten blickten mit entsetzten Mienen zum König empor. Anscheinend hielt sie nur das unbedingte Vertrauen zu ihrem Dienstherrn davon ab, sofort zu flüchten. Und Auslöser ihres Entsetzens war offensichtlich das Wesen, das in ihrer Mitte kauerte.

Mir fehlen schlicht die Worte, den Eindruck zu vermitteln, den diese Gestalt beim Betrachter hervorruft. Ich weiß noch, dass ich die abfotografierte Zeichnung einem Professor der Morphologie vorlegte – einem Menschen, den ich stets für ungewöhnlich nüchtern und fantasielos gehalten hatte –, und selbst er wollte den Rest des

Abends auf keinen Fall allein verbringen und erzählte mir später, er habe nächtelang das Licht im Schlafzimmer brennen lassen.

Ich will versuchen, diese Gestalt zumindest grob zu skizzieren. Als Erstes fällt der Blick des Betrachters auf verfilzte tiefschwarze Haarborsten, die den ganzen Körper bedecken. Erst dann merkt man, dass sich unter diesem Haar ein beängstigend magerer Leib verbirgt, der an ein Skelett erinnert, doch die hervortretenden Muskel- und Sehnenstränge sind stark wie Drahtseile. Die Hände, wie der übrige Körper mit langen schwarzen Borsten überzogen, sind von bräunlicher Blässe und münden in bedrohlichen Klauen. Die stechenden gelblichen Augen mit ihren schwarzen Pupillen sind mit bestialischem Hass auf den König auf seinem Thron gerichtet. Man stelle sich eine der grässlichen südamerikanischen Vogelspinnen in menschlicher Form und mit nahezu menschlicher Intelligenz ausgestattet vor, dann kann man sich zumindest vage das Entsetzen ausmalen, das eine so abstoßende Erscheinung beim Betrachter hervorruft.

In einem Punkt waren sich alle, denen ich das Foto zeigte, einig: »Für dieses gezeichnete Ungeheuer muss es eine lebende Vorlage gegeben haben.«

Als sich bei Dennistoun der erste lähmende Schrecken gelegt hatte, warf er heimlich einen Blick auf seine Gastgeber. Der Küster hielt die Hände auf die Augen gepresst, seine Tochter starrte zu dem Kruzifix an der Wand empor und betete fieberhaft einen Rosenkranz nach dem anderen.

Schließlich stellte Dennistoun trotzdem die Frage, die ihm am meisten am Herzen lag. »Würden Sie dieses Buch verkaufen?«

Erneut zögerte der Küster zunächst und rang sich dann plötzlich zu einer Entscheidung durch. »Wenn Monsieur es wirklich kaufen möchten ...«

»Wie viel verlangen Sie dafür?«

»250 Francs.«

Dieser Preis war geradezu lächerlich niedrig. Selbst bei Sammlern regt sich hin und wieder das Gewissen, und das Gewissen des Gelehrten Dennistoun war stärker ausgeprägt als das irgendeines Sammlers.

»Guter Mann«, sagte er wieder und wieder. »Ihr Buch ist viel mehr wert als 250 Francs, wie ich Ihnen versichern kann. Weit mehr.«

Doch der Küster blieb bei seiner Meinung. »Ich nehme 250 Francs dafür. Nicht mehr und nicht weniger.«

Unmöglich für Dennistoun, ein solches Angebot auszu-schlagen. Also zahlte er das Geld und nahm eine Quittung dafür entgegen. Anschließend wurde der Handel mit einem Glas Wein besiegelt. Danach wirkte der Küster wie ein anderer Mensch: Er nahm kerzengerade Haltung an, warf keine argwöhnischen Blicke mehr über die Schulter und lachte sogar (oder versuchte es jedenfalls).

Als Dennistoun aufstand, um zu gehen, fragte der Küster: »Darf ich Monsieur zu seinem Hotel begleiten?«

»Ich bitte Sie, es sind doch keine 100 Meter. Ich weiß genau, wie ich gehen muss, außerdem scheint der Mond.«

Drei- oder viermal wiederholte der Alte seine Bitte, und ebenso oft wurde sie ausgeschlagen.

»Dann muss Monsieur aber wenigstens nach mir rufen ... falls es nötig sein sollte. Und immer in der Straßenmitte bleiben – an den Rändern kann man leicht ins Stolpern geraten.«

»Selbstverständlich«, erwiderte Dennistoun leicht ungeduldig, denn er brannte darauf, den neuen Besitz auf seinem Hotelzimmer gründlich zu inspizieren. Mit dem Buch unter dem Arm trat er auf die Toreinfahrt hinaus.

Doch dort fing ihn die Tochter des Küsters ab. Dennistoun vermutete, dass sie darauf aus war, einen eigenen kleinen Handel mit ihm abzuschließen, nachdem ihr Vater ihn so billig hatte davonkommen lassen – ähnlich wie der biblische Gehasi als Diener des selbstlosen Propheten Elischa eigene Interessen verfolgt hatte.

»Hier ist eine Halskette mit einem silbernen Kreuz«, sagte sie. »Hätte Monsieur die Güte, sie von mir anzunehmen?«

Nun ja, er habe kaum Verwendung für solche Dinge, erwiderte Dennistoun. Was verlange Mademoiselle denn dafür?

»Gar nichts, auf keinen Fall nehme ich Geld dafür an. Es wäre mir mehr als lieb, wenn Monsieur das Geschenk akzeptieren würden.«

Dabei klang das Mädchen so ehrlich und aufrichtig, dass Dennistoun sich nur herzlich bei ihr bedanken konnte und sich die Kette um den Hals legen ließ. Es kam ihm nun tatsächlich so vor, als hätte er Vater und Tochter einen großen Gefallen getan, den sie kaum zu erwidern wussten.

Während er, den Folianten an sich gedrückt, zum Hotel hinüberging, blieben Vater und Tochter an der Haustür stehen und sahen ihm nach. Dort standen sie immer noch, als er ihnen von der Treppe zum Chapeau Rouge aus einen letzten Gutenachtgruß zuwinkte.

Nach dem Abendessen zog sich Dennistoun sofort in sein Zimmer zurück, schloss die Tür ab und widmete sich dem Neuerwerb. Seit er der Wirtin von seinem Besuch beim Küster und vom Kauf des uralten Buches erzählt hatte, schien sie ein besonderes Interesse an ihm zu nehmen. Außerdem glaubte er, während des Essens einen hastigen Wortwechsel zwischen ihr und dem Küster auf dem Gang vor dem *salle à manger* vernommen zu haben. Wenn er sich nicht täuschte, hatte die Wirtin am Schluss versichert, »Pierre und Bertrand werden heute Nacht jedenfalls im Haus schlafen«.

Seit Abschluss des Kaufs machte ihm ein wachsendes Unbehagen zu schaffen, das er sich als nervöse Reaktion auf die unglaubliche Entdeckung des Folianten zu erklären versuchte. Doch was immer es sein mochte: Er wurde das Gefühl nicht los, dass jemand ihn verfolgte, ihm ständig auf den Fersen war. Deshalb hatte er sich sehr viel wohler gefühlt, als er beim Essen mit dem Rücken an der Wand gesessen hatte.

Aber in Anbetracht der offensichtlich überaus kostbaren Sammlung, die er erworben hatte, fiel das seiner Meinung nach kaum ins Gewicht.

Als er nun allein in seinem Hotelzimmer war, machte er sich sofort an eine Bestandsaufnahme der vom Domherren Alberic gesammelten Schätze und stieß dabei immer wieder auf neue bezaubernde Dinge.

»Ein Hoch auf den Domherren Alberic«, sagte er laut, denn Dennistoun hatte die unverbesserliche Angewohnheit, Selbstgespräche zu führen. »Wo immer er jetzt auch sein mag. Meine Güte!

Würde die Wirtin doch nur mal ein bisschen fröhlicher lachen. Da bekommt man ja ein Gefühl, als wäre jemand im Haus gestorben. Nur noch eine halbe Pfeife, sagst du? Da könntest du recht haben. Woher mag das Kruzifix stammen, das die junge Frau mir unbedingt um den Hals hängen wollte? Wahrscheinlich eine Arbeit aus dem vorigen Jahrhundert. Ja, das könnte hinkommen. Ziemlich lästig, das Ding um den Hals zu haben, ist einfach zu schwer. Höchstwahrscheinlich hat es jahrelang ihr Vater getragen. Ich putze es wohl besser, ehe ich es wegpacke.«

Er nahm die Kette mit dem Kruzifix ab und wollte sie gerade auf den Tisch legen, als ein seltsames Gebilde auf dem Tischtuch, unmittelbar neben seinem linken Ellbogen, seine Aufmerksamkeit erregte. Sofort schossen ihm mehrere Erklärungsmöglichkeiten durch den Kopf. »Kann das ein Federreiniger sein? Nein, gib'ts in diesem Haus bestimmt nicht. Eine Ratte? Nein, zu schwarz. Eine Riesenspinne? Nein, um Himmels willen, das fehlte gerade noch. Es ist eine Hand – eine Hand, wie die auf der Zeichnung!«

Im Bruchteil einer Sekunde wurde ihm alles klar. Eine dunkle, dennoch bleiche Haut, die nichts als Knochen und Sehnen von abstoßender Stärke umspannte. Borstenartige schwarze Haare, länger als sie auf irgendeiner menschlichen Hand wuchsen. Am Ende der Finger scharf gekrümmte Nägel, die wie graue verhornte Krallen aussahen.

Von maßlosem, tödlichem Entsetzen gepackt, das sein Herz nahezu lähmte, flüchtete er aus dem Sessel. Die Gestalt, deren linke Hand immer noch auf dem Tisch ruhte, richtete sich jetzt zu voller Größe auf. Die rechte Hand krümmte sich bereits und schwebte über Dennistouns Schädel.

Einzelheiten der Gestalt waren wegen des schwarzen verfilzten Gewuchers nur schwer auszumachen. Das borstenartige Haar überzog, genau wie in der Zeichnung, den ganzen Körper. Der Unterkiefer war schwach ausgeprägt – wie soll ich's in Worte fassen? Er war flach wie bei einem wilden Tier. Hinter den schwärzlichen Lippen bleckten die Zähne, eine Nase fehlte. Von den glühenden schwefelgelben Augäpfeln hoben sich scharf die stechenden dunklen

Pupillen ab. Doch am entsetzlichsten an der ganzen Erscheinung war, dass aus diesen Augen triumphierender Hass und die Gier, Leben zu vernichten, leuchteten. Und auch so etwas wie Intelligenz lag in diesem Blick – Intelligenz, die die eines wilden Tiers übertraf, jedoch nicht an die menschliche heranreichte.

Angesichts dieser grauenhaften Kreatur empfand Dennistoun sowohl heftigste körperliche Angst als auch tiefste seelische Abscheu. Was sollte, was konnte er jetzt tun?

Später konnte er sich nicht mehr an seine Worte erinnern, wusste aber noch, dass er irgendetwas gerufen und blindlings nach dem silbernen Kreuzifix gegriffen hatte, während ihm bewusst geworden war, dass sich der Dämon gleich auf ihn stürzen würde. Und dann hatte er aufgeschrien oder aufgeheult wie ein von furchtbaren Schmerzen gepeinigtes Tier.

Pierre und Bertrand, die beiden kleinwüchsigen, aber kräftigen Hausdiener, stürmten sofort ins Zimmer, entdeckten zunächst zwar nichts Auffälliges, spürten aber, wie etwas Gestaltloses zwischen ihnen hindurchfuhr und sie zur Seite stieß. Gleich darauf fanden sie den bewusstlosen Dennistoun und hielten die ganze Nacht Wache bei ihm.

Gegen neun Uhr am folgenden Morgen trafen die beiden Freunde Dennistouns im Städtchen ein. Dennistoun war zwar noch recht mitgenommen und nervös, hatte sich aber weitgehend im Griff. Seine Freunde glaubten ihm die Geschichte – allerdings erst, nachdem sie die Zeichnung gesehen und mit dem Küster gesprochen hatten.

Kurz nach Tagesanbruch war der alte Mann unter irgendeinem Vorwand im Gasthof aufgetaucht und hatte mit großer Anteilnahme, aber ohne Überraschung zu zeigen, dem Bericht der Wirtin zugehört. »Er ist es, er ist es tatsächlich«, lautete sein einziger Kommentar. Und auf alle Fragen antwortete er stets nur: »*Deux fois je l'ai vu; mille fois je l'ai senti.*« Über die Herkunft des Buches oder seine Begegnungen mit dem Dämon wollte er ihnen nichts verraten. »Ich werde bald meine letzte Ruhe finden, und diese Ruhe heiÙe ich willkommen. Wieso also belästigt ihr

mich mit solchen Fragen?«, sagte er. (Tatsächlich starb der Küster in jenem Sommer. Seine Tochter heiratete und zog nach Saint-Papoul. Sie wusste nichts Näheres über die »Besessenheit« ihres Vaters und deren Ursachen.)

Also werden wir niemals erfahren, was der Küster und auch der Domherr Alberic de Mauléon durchgemacht haben. Doch auf der Rückseite der verhängnisvollen Zeichnung standen ein paar Zeilen, die vielleicht etwas Licht in diese düstere Geschichte bringen können:

Contradictio Salomonis cum demonio nocturno.

Alberic de Mauleone delineavit.

V. Deus in adiutorium. Ps. Qui habitat.

Sancte Bertrande, demoniorum effugator,

intercede pro me miserrimo.

Primum uidi nocte 12mi Dec. 1694:

uidebo mox ultimum. Peccavi et passus sum,

plura adhuc passurus. 29. Dec, 1701.

Der lateinische Text lautet in der Übersetzung: Streit des Salomo mit dem Dämon der Finsternis. Gezeichnet von Alberic de Mauléon.

Es folgen Anspielungen auf die biblischen Psalmverse 38.23 »Eile mir beizustehen, Herr, du meine Hilfe« und 91.1 »Wer unter dem Schirm des Höchsten sitzt und unter dem Schatten des Allmächtigen bleibt ...« und danach die Sätze: »Heiliger Bertrand, der du die Teufel in die Flucht schlägst, bete für mich Unglückseligen. Ich habe es erstmals in der Nacht des 12. Dezember 1694 gesehen und werde es bald schon zum letzten Mal sehen. Ich habe gesündigt und gelitten und werde noch mehr zu leiden haben. 29. Dezember 1701.«

Die lateinische Enzyklopädie Gallia Christiana zur Geschichte der römisch-katholischen Kirche in Frankreich nennt als Sterbedatum des Domherren den 31. Dezember 1701 und vermerkt »im eigenen Bett, durch plötzlichen Schlagfluss«. Derartige Einzelheiten sind ungewöhnlich im großen Werk der Historiografen Samarthani.

Ich bin nie ganz dahintergekommen, wie Dennistoun die hier berichteten Ereignisse gesehen hat. In einem unserer Gespräche zitierte er einen Text aus *Ecclesiasticus*, in dem es heißt: »Manche Geister existieren nur um der Rache willen, und in ihrem Zorn versetzen sie uns schmerzhaftige Schläge.« Bei einer anderen Gelegenheit sagte er: »Jesaja war ein sehr vernünftiger Mann. Hat er nicht irgendwo Ungeheuer der Finsternis erwähnt, die in den Ruinen von Babylon hausen? Doch solche Dinge liegen heutzutage wohl mehr oder weniger jenseits unseres Begriffsvermögens.«

Eine andere persönliche Bemerkung mir gegenüber hat mich ziemlich beeindruckt – ich konnte sie gut nachvollziehen. Das war im vergangenen Jahr, als wir zusammen nach Comminges gefahren sind, um uns das Grab des Domherren Alberic anzusehen. Es ist ein imposantes Grabmal aus Marmor mit einer Statue des Domherren in Soutane und mit Allongeperücke. Im Sockel ist eine Inschrift eingemeißelt, in der die Gelehrsamkeit des Verstorbenen gewürdigt wird.

Ich sah zu, wie sich Dennistoun eine ganze Weile mit dem Pfarrer von Saint-Bertrand unterhielt. Als wir mit dem Wagen fortfuhren, sagte er zu mir: »Ich hoffe, ich habe das Richtige getan. Sie wissen ja, dass ich Presbyterianer bin, aber ich ... Nun ja, voraussichtlich wird man eine von Gesang begleitete Seelenmesse für Alberic de Mauléon abhalten.« Und mit einem Anflug des für ihn typischen nordenglischen Humors setzte er nach: »Hatte ja keine Ahnung, wie teuer einen so was in Comminges zu stehen kommt.«

Mittlerweile befindet sich der Foliant in der Wentworth Collection in Cambridge. Doch schon bei seinem ersten Besuch in Comminges hat Dennistoun die Zeichnung, nachdem er sie fotografiert hatte, am Abreisetag verbrannt.